

Herbert Schwaab

**Anne Waldschmidt, Hanjo Berressem, Moritz
Ingwersen (Hg.): Culture – Theory – Disability:
Encounters Between Disability Studies and Cultural
Studies**

2018

<https://doi.org/10.17192/ep2018.2-3.7860>

Veröffentlichungsversion / published version

Rezension / review

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Schwaab, Herbert: Anne Waldschmidt, Hanjo Berressem, Moritz Ingwersen (Hg.): Culture – Theory – Disability: Encounters Between Disability Studies and Cultural Studies. In: *MEDIENwissenschaft: Rezensionen | Reviews*, Jg. 35 (2018), Nr. 2-3. DOI: <https://doi.org/10.17192/ep2018.2-3.7860>.

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer Creative Commons - Namensnennung 3.0/ Lizenz zur Verfügung gestellt. Nähere Auskünfte zu dieser Lizenz finden Sie hier:

<https://creativecommons.org/licenses/by/3.0/>

Terms of use:

This document is made available under a creative commons - Attribution 3.0/ License. For more information see:

<https://creativecommons.org/licenses/by/3.0/>

**Anne Waldschmidt, Hanjo Berressem, Moritz Ingwersen (Hg.):
Culture – Theory – Disability: Encounters Between Disability
Studies and Cultural Studies**

Bielefeld: transcript 2017 (Disability Studies, Bd.10), 268 S.,
ISBN 9783837625332, EUR 32,99

Die Sammlung von Beiträgen in *Culture – Theory – Disability* basiert auf einer Konferenz, die 2012 in Köln am Institut für Amerikanische Sprache und Kultur in Zusammenarbeit mit der „International Research Unit of Disability Studies“ ausgerichtet wurde. Tagung und Publikation versuchen, das Feld der noch jungen Disziplin der Disability Studies zu konturieren und Theorie-, Kritik- und Spracharbeit zu leisten, die über eine soziale Definition von Behinderung hinausgeht und kulturelle und ästhetische Fragestellungen einbezieht. Die Beiträge zielen, wie Anne Waldschmidt einleitend anmerkt,

auf eine intersektionale Diskussion von Behinderung (vgl. S.26), die unter anderem die Konstruktion einer nicht-behinderten Norm in Frage stellt und stattdessen ein Bewusstsein dafür zu schaffen versucht, dass alle Personen im Alltag Behinderungen spüren (vgl. S.19).

Diese erweiterte Perspektive führt dazu, dass relativ wenige Beiträge konkret soziale Asymmetrien ansprechen. Lennard J. Davis gelingt es in seiner Auseinandersetzung mit Repräsentationen von Behinderung in Film und Fernsehen beispielsweise, dem Intersektionalen Bedeutung zu geben, wenn er

kritisiert, dass Armut als Armut ebenso wenig in Fernsehserien thematisiert werden könne wie Behinderte nicht einfach nur behindert sein könnten, sondern stets den heroischen Kampf gegen ihre Beeinträchtigungen führen müssten (vgl. S.43). Erfahrungen der Ausgrenzung werden auch im Beitrag von Tobin Siebers angesprochen, der auf eine Neukonzeption von Schmerz als sozialem Gefühl und Mittler von Erfahrungen der Ausgrenzung hinweist (vgl. S.114). Der Beitrag von Karin Harrasser stellt ein Gleichgewicht her zwischen einer theoretischen Auseinandersetzung mit post- oder para-humanistischen Konzepten und der Auseinandersetzung mit den Fallstricken und Widersprüchen des Sportdiskurses über die Optimierbarkeit des Körpers, Fairness und Wettbewerb, der sich an den Leistungen von Athleten wie Oscar Pistorius entzündet (vgl. S.182).

Alle weiteren Beiträge leisten tendenziell eher Theoriearbeit, sind zum Teil von konkreten, sozialen Erfahrungen der Behinderung entkoppelt und versuchen so, eingefahrene Sprach- und Deutungsmuster, die mit Behinderung verbunden sind, aufzubrechen. Dabei treten jedoch zwei Probleme auf: Erstens betreiben die Beiträge in gewisser Weise eine Funktionalisierung von Behinderung für die Theorie. Behinderung dient etwa im Beitrag von Rosemarie Garland-Thomson, die hervorragende Studien zur Kultur und Repräsentation von Behinderung publiziert hat (z.B. *Extraordinary Bodies: Figuring Physical Disability in American Culture and Literature*. New York:

Columbia UP, 1997), zur Bestimmung einer neuen, auf die Gegenwart und nicht auf Heilung und Zukunft ausgerichteten Zeitlichkeit (vgl. S.58). Dan Goodley spricht in einer anschaulichen Zusammenfügung von Positionen der Disability Studies mit Verweis auf Leonard J. Davis vom Behinderten als dem „ultimate intersectional subject“ (S.84), durch das sich auf universelle Weise Ausschluss und Widerstand begreifen ließe. Der Beitrag von Margrit Shildrick sieht Prothesen nicht als Formen einer selbstbestimmten neoliberalen Optimierung des Körpers, sondern als Irritation einer Einheit des Subjektes, die immer schon nur im Imaginären verankert gewesen sei (vgl. S.141). Diese Diskussionen sind ebenso wichtig wie nachvollziehbar, weil sie den Diskurs über Behinderung bereichern. Aber es muss gefragt werden, ob und inwiefern sie nicht auch eine Konstruktion des Menschen mit Behinderung als dem Anderen fortsetzen. Es ist mehr als fraglich, ob jeder Mensch mit Behinderung als subversiv und als Irritation für die Gesellschaft begriffen werden möchte.

Das zweite Problem besteht darin, dass die Beiträge, die sich häufig mit Debatten und Ansätzen der Gender, Queer oder Postcolonial Studies verbinden und die von Begriffen einer (ehemals) neuen Philosophie von Gilles Deleuze, Félix Guattari oder Bruno Latour zehren, so allgemein bleiben, dass sich darin das Thema Behinderung fast auflöst. So bleibt rätselhaft, was Robert McRuers Lesart von Pedro Almodovars *La Mala Educación* (2004) etztendlich mit Behinderung zu tun hat.

Die Beiträge erscheinen zum Teil sehr theorieverliebt, was auch dazu führt, dass der Band die von ihm angestrebte Dialogstruktur (zum Teil folgen auf einen längeren Beitrag zwei kürzere Responses), nicht immer mit Bedeutung füllen kann. So liefert etwa Ria Cheyne zwar eine gut nachvollziehbare und von den Cultural Studies inspirierte Auseinandersetzung mit Liebesromanen, denen es tatsächlich gelingt, Figuren ‚einfach nur‘ behindert sein zu lassen und der Behinderung keine narrative Funktion zuzuordnen (vgl. S.210). Martin Roussel geht in seiner Response aber mit fast keiner Silbe auf diesen Beitrag ein und zieht es stattdessen vor, von Franz Kafka, Fjodor Dostojewski, Robert Walser und der Bedeutung von Fiktion und wenig von Behinderung zu sprechen.

Natürlich müssen sich die Beiträge nicht immer konkret auf die

Lebenswelten von Menschen mit Behinderungen beziehen, sondern sie können auch Inspiration für die Diskussionen sein, die im Zusammenhang mit Kultur, Inklusion, Ästhetik und Behinderung geführt werden. Es geht hier, ähnlich wie etwa in den Queer oder Gender Studies, auch um Formen der Ermächtigung von Aktivismus durch Theorie. Aber anhand der vielen gelungenen und in Erinnerung bleibenden Beiträge drängt sich doch der Eindruck auf, dass hochkomplexe Theoriearbeit besser funktioniert, wenn sie nicht allgemein von der Möglichkeit der Dekonstruktion von Behinderung spricht, sondern diese notwendige und anstrengende Arbeit mit konkreten Fragestellungen und Erfahrungen von Menschen mit Behinderung koppelt.

Herbert Schwaab (Regensburg)